

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 70 (1990)
Heft: 10

Artikel: Das Ende der Postmoderne oder der Neubeginn der Geschichte
Autor: Görner, Rüdiger
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-164794>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rüdiger Görner

Das Ende der Postmoderne

oder Der Neubeginn der Geschichte

I.

Mit allem hat die seit gut drei Jahrzehnten ihr geistiges Unwesen treibende Postmoderne gerechnet, nur nicht damit, ihrerseits zu veralten und als skurril aussehendes Fossil zur Zielscheibe der kritischen Vernunft zu werden. Eben noch hat sich die Postmoderne darin gefallen, in der Geschichte nach Belieben zu kramen, Zukunftshoffnungen zu verhöhnen und geschichtliche Wahrheiten wie Sonderangebotsware zu verschleudern. Nunmehr aber hat sie ausgespielt. Sie und nicht die von ihr totgesagte Geschichte ist am Ende.

Präzisieren wir zunächst den Sachverhalt: Die Postmoderne hatte mit dem Aufruf zur ästhetischen Anarchie begonnen, zur Dekonstruktion der Ordnungsfuge in Architektur und Logik, im Zeitverständnis und in den Lebensverhältnissen.

In der Architektur erwies sich das Postmoderne zunächst als erfrischende Auflösung einer bloss funktionalistisch ausgerichteten Konstruktionsweise. Auf Dauer jedoch stellte sich dieser betonte Disfunktionalismus als eine ärgerliche Künstlichkeit heraus, welche die neuen Gebäude wie schlechte Imitationen herkulaneischer Villen erscheinen liess: Glas-säulen, die enge Innenhöfe verstellten, gelb angestrichene Trägereisen, die nichts zu tragen hatten, und Türen ohne Räume und Wendeltreppen, die wie umgedrehte Korkenzieher oft zwei, drei Meter über die zur Hälfte je mit Rasen bepflanzten und mit Glasplatten gedeckten Dächer ragten.

Wohnnischen täuschten in diesen Häusergerippen Gemütlichkeit vor, in denen man die von *Jacques Derrida* und *François Lyotard* sorgfältig dekonstruierten Werke der Weltliteratur in stilgerechter Umgebung geniessen konnte.

Aber damit gab sich die Postmoderne noch nicht zufrieden. Sie erklärte sich zur Nachlassverwalterin *Nietzsches* und nahm sich persönlich des Zarathustra-Projekts an: der Umwertung aller Werte, die in ihren manipulierenden Händen sogleich zu einer Entwertung der Werte wurde. Mittlerweile von der Blässe intellektueller Immunschwäche erheblich angekränkelt, versuchten die Postmodernen ihren drohenden Substanzverlust dadurch zu überspielen, dass sie jetzt alles zu Vereinnahmungen begannen, was ihnen anfällig erschien. Die Naturwissenschaften kamen für sie freilich

nicht in Frage; denn selbst die dekonstruktivistischen Architekten mussten eingestehen, dass sich ohne die Gesetze der Statik, die Einhaltung physikalischer Mischungsverhältnisse und die Anwendung gesicherten chemischen Wissens beim Herstellen gewisser Bausubstanzen, dass sich ohne Berücksichtigung der Naturwissenschaften also nicht einmal ein postmodern dekonstruiertes Ruinengebäude errichten liess.

Anders schien es jedoch um die Geschichte bestellt. Ihre deutungsoffenen Strukturen boten scheinbar geradezu ideale Dekonstruktionsobjekte. Nun traten die Dekonstruktivisten nicht unter irgendeinem Namen auf; ihre Gattungsbezeichnung, Postmoderne, besagte schliesslich, dass sie die Endzeit verkörperten, das Nach-Moderne, den sich selbst auflösenden Schlusspunkt. Sie verkündeten die Totalität der Gegenwart und schwelgten im Taumel des Jetzt.

Wie *Peter Sloterdijk*, selbst postmodernen Gaukeldenkens nicht ganz unverdächtig, treffend diagnostiziert, kümmert sich die postmoderne Geschichtsphilosophie um nichts anderes mehr als um geistige Resteverwertung und darum, «den Sinn der Erschöpfung der geschichtemachenden Ideen zu kommentieren».

Von Sloterdijk lässt sich auch lernen, dass die Postmoderne vom letztendlichen Kollaps des christlich-abendländischen Geschichtsverständnisses profitiert hat: schliesslich deutet sich ein Gutteil der europäischen Geschichte als Antwort auf die quälende Frage nach dem Ausbleiben des Messias beziehungsweise nach dem Sinn des Auftretens falscher Propheten. Wenn aber, Nietzsche zu Ende denkend, Gott tot ist, dann hat das Warten auf den Messias keinen ethischen und keinen geschichtlichen Wert. Wir erwarten somit nicht mehr den Messias, sondern nur noch die totale Umweltkatastrophe. Damit aber habe die zu Tode geängstigte Menschheit die Geschichte verlassen und dämmere in blosser Lethargie vor sich hin. In diesem Stadium des Endes der Menschheitsgeschichte, euphemistisch «*Posthistoire*» genannt, in diesem vorapokalyptischen Stadium könne es demnach zu keinen Umwälzungen mehr kommen, weil sich die Heilsgeschichte selbst annulliert habe.

Die Ideen und Kräfte des Menschen seien ausgelaugt, der Sinnverlust sei übermächtig, die Langeweile das Spannende und die Geschichte eine Spielwiese, ein Terrain für geistige Selbstbefriedigung. Unklar blieb nur, warum der Mensch angesichts dieses überwältigenden nihilistischen Daseinsgefühls überhaupt noch Lust zu postmodernen Denkspielen haben sollte. Was kann ihm die Parole des Postmodernismus in seiner trostlosen Lage noch bedeuten, die besagt, dass alles erlaubt sei?

Dieses Denken erinnert an *Gottfried Benn*. Er wollte den Nihilismus als läuternde Kraft verstehen, als Verneiner und Überwinder der Geschichte. Für Benn galt noch die Formel: Wer die Geschichte hinter sich lässt, der

bejaht das Leben. Er verstand die Geschichte als eine jedes lebensvolle Gemüt bedrückende Morgue, als Ballast, als, mit Nietzsche gesagt, blossen Nachteil für das Leben. Im Nihilismus dagegen entdeckte er das Substrat des Existentiellen.

Wenn es je einen Postmodernen gegeben hat, einen, der lustvoll die Geschichte dekonstruiert hat, einen genialen Taschenspieler der Zitierkunst, einen, der sprachlich-geschichtliche Überlieferungen wie erratische Blöcke behandelt hat, den behauenen Stein dann Skulptur sein liess, sich selbst aber um die abgesplitterten Brocken kümmerte, dann war das Gottfried Benn. Ihn, nicht *Hölderlin* und nicht *Rimbaud*, Benn und nicht *Bertrand de Jouvenel* hätten die Posthistoriker und Dekonstruktivisten zu ihrem Ahnen erklären sollen, um damit zu sagen, dass ihr Vorhaben, wenn überhaupt, nur künstlerisch gerechtfertigt war.

Man lese Benns Prosa, etwa die geschichtskritischen Stellen in seinem *Roman des Phänotyp*, um zu erkennen, was mit diesem Hinweis gemeint ist: «*Pessimismus*», heisst es in einem Abschnitt über den «*Ptolemäer*», «*Pessimismus, das ist eine verschlungene Sache — aber was heisst Pessimismus, wenn alles so klar zutage liegt? Untergang — ein untergehendes Volk, Sparta in der Vergangenheit, die Sioux als Zukunft, die nächsten hundert Jahre werden sie zubringen mit Beschwörungen und Schlangestehen, dazu etwas Feuerwasser von den aufsteigenden Siegern — da darf man seine Spielart wohl betreiben, seine Wolken ziehen lassen, seine Fenster kränzen und aus den Fenstern noch einmal das ganze Abendland begrüssen, imposant in seiner Vielfältigkeit und seinem Tiefsinn, für alles haben sie Spezialisten, für Milchstrassen und für Suahelidialekte und für Haifische . . .*».

Benns Diagnose: Die Geschichte ist nur noch als Souvenirladen haltbar, wie folgende Passage belegt:

«*Traditionen aus Cordoba und Montpellier, Gaben von Aposteln, Trouvers und Mönchen, Keime von Leiden und Gedanken, Verhaftungen mit Mechanismen und Idolen, mit Experimenten, Keilinschriftenentzifferungen, Thesen und Statistik — innerhalb der menschlichen mengenbestimmten Skala ein gewichtiges Gehirn, eine beladene Pathétique.*»

Diesen Gipfel zynischer Kunst konnte nur ersteigen, wer sich wie Benn ehrlich darüber Rechenschaft abgelegt hatte, dass er sich von einer Ideologie blenden liess, die sich politisch endzeitlich zu gebärden verstand und sich wahnhaft für tausendjährig hielt. Etwas Preussentum und Sozialismus, Rassismus und Katholizismus, Germanenkultisches und Messianisches: dieses nationalsozialistische Ideologiemisch, propagandistisch genau dosiert und zu einem gigantischen Verblendungswerk aufbereitet, verwirklichte den nihilistischen Lebensborn vor einem Szenarium, das vom Dämmerlicht der toten Götter schaurig beleuchtet war.

Die Postmodernisten unserer Tage, einschliesslich *Jacques Derridas*, erlitten nun einen ersten Schock, als sich im vergangenen Jahrzehnt herausstellte, dass ihre beiden wichtigsten geistigen Ahnherren, *Martin Heidegger* und *Paul de Man*, tiefer im nationalsozialistischen Denken verstrickt waren, als man dies je angenommen hatte. (Anders als Bann hatten diese beiden Denker es bekanntlich vorgezogen, den Grad ihrer Involviertheit und Identifikation mit dem Nationalsozialismus nach 1945 sorgfältig zu verschweigen.)

Für die Postmodernisten stellte sich nunmehr die unangenehme Frage, ob ihr dem Glauben an die Beliebigkeit verpflichtetes Denken nicht seinerseits totalitaristische Züge hatte. Denn wenn alles erlaubt ist und die Bindung an Werte entfällt, dann lässt sich bekanntlich kaum noch von echter Freiheitsqualität sprechen. Die Herrschaft der Beliebigkeit kann uferlos werden. Wenn alles zum Spiel wird, verliert jeder Gewinn an Reiz; denn jeder Gewinn ergibt nur wieder einen neuen Einsatz. Und zu grelle Buntheit macht farbenblind, Binsenweisheiten, die der postmodernistische Hyperintellektualismus einfach aus den Augen verloren hatte.

Man möchte gleich zweimal aus den *Propos* des philosophischen Aphoristikers *Alain* zitieren, um die Misere des Postmodernismus zu erhellen: er notierte in einem seiner *Propos* vom August 1913, dass jeder Gedanke ein Massaker von Impressionen sei; und zehn Jahre später schreibt er: «*Das Paradox des Menschen besteht darin, dass alles gesagt und nichts begriffen ist.*» Das ist es: der Postmodernist denkt impressionistisch; er lässt sich vom wort- und sinnwirbelnden *danse macabre* einfangen und findet den Absprung nicht mehr. Geschichtliche Begründungszusammenhänge meidet er. Er sieht nichts als Gleichzeitigkeiten: dort eine Nachricht, hier ein intimes Geständnis, Fülle und Leere in einem, Flugzeugkatastrophen, Umweltskandale und Schrebergartenglückseligkeit, alles ereignet sich gleichzeitig.

Die einzige Abwechslung, die er sich zu verschaffen vermag, besteht in hysterischen Ausbrüchen. Panik und Langeweile versteht er als komplementäre Lebensformen. Entsprechend reicht es bei ihm nicht mehr zum Durchdenken der Phänomene; es bleibt bei Denkansätzen, die sich ihrerseits in Impressionen verwandeln und verflüchtigen; nichts darf verbindlichen Charakter annehmen. Denn Verbindlichkeiten bedeuteten, dass durch sie etwas Dauerhaftes entstehen könnte. Aber der Postmoderne verpönt die Dauer.

II.

Nunmehr aber widerfährt der Postmoderne das Unerhörte: die von ihr längst totgesagte Geschichte feiert ihren Wiedereintritt ins Leben. Der

revolutionäre Reformismus in Osteuropa sucht nach geschichtlich gewachsenen Orientierungspunkten, ethnischer, kultureller und sozialer Art, die unter den Dogmen sowjetischer Prägung verschüttet lagen.

Walter Benjamin hatte in seinen Notizen *Über den Begriff der Geschichte* revolutionäres Geschehen mit Blick auf die Französische Revolution so definiert, dass die revolutionären Klassen im Augenblick ihrer Aktion das «*Kontinuum der Geschichte*» aufsprenghen. Sein Beispiel: «*So war für Robespierre das antike Rom eine mit Jetztzeit geladene Vergangenheit, die er aus dem Kontinuum der Geschichte herausprenghte. Die Französische Revolution verstand sich als ein wiedergekehrtes Rom. Sie zitierte das alte Rom genau so, wie die Mode eine vergangene Tracht zitiert.*»

In Osteuropa jedoch ereignete sich genau das Umgekehrte. Kein osteuropäischer Staat versuchte, Französische Revolution oder Bauernkrieg zu spielen; keiner der revolutionären Reformer trat in der Pose eines Saint Just auf; noch suchte irgend jemand nach der flammenden Aura eines Johannes Hus. Nein, diesen Menschen ging es um das Aufsprenghen des Stillstands und der dogmatischen Verkrustungen jener pseudosozialistischen Gesellschaften. Der Geschichte eine Gasse. Sie wollten wieder teilhaben am Kontinuum der geschichtlichen Entwicklung, die ihnen vierzig Jahre lang vorenthalten worden war, zur völligen Verblüffung der westlichen Postmodernen, die sich auf ihre Weise mit der Statik des realen Sozialismus abgefunden hatten; denn ihr denkimpressionistischer Flickenteppich war im Grunde die mit Buntheit verbrämte Entsprechung zu dieser perspektivenverachtenden Statik.

Für alle sichtbar sind die Dinge wieder in Fluss geraten. Und schon die Griechen wussten, allen voran ihre Geschichtsschreiber, *Herodot* und *Thukydides*, dass sie keine Daseinsberechtigung hätten ohne die Einsicht ihres Ahnen *Heraklit*, der behauptete, dass alles in Bewegung sei und nicht stehenbleiben könne. Denn je mehr in einer Epoche in Bewegung gerät, je mehr lagert sich schliesslich als Geschichte ab.

Ebenso gewinnt in diesen Monaten die Geschichte als symbolträchtige und identitätsstiftende Kraft neue Bedeutung. Wer heute die Wartburg besucht oder auf Schloss Hambach die liberal-demokratische Tradition eines einigen Deutschlands beschwört, wer als Tscheche, Ungar, Österreicher, Rumäne oder Bulgare nach Möglichkeiten fragt, die überkommene Idee einer Moldau-Donau- und Morawa-Föderation neu zu durchdenken, der sucht nach zukunftssträchtigen Interpretationen einer einst gemeinsamen Geschichte.

Die Kehrseite dieser Wiederentdeckung des Geschichtlichen liegt gleichfalls auf der Hand: wieder könnte sie dazu benutzt werden, nationalistische Gefühle zu legitimieren, alte Zwiste neu aufleben zu lassen und verstaubte Ansprüche auf gewisse Gebiete gefährlich zu beleben.

Kommen wir uns nicht vor wie *Flauberts* Bouvard und Pécuchet, die über Nacht «*Geschmack an der Geschichte*» gefunden haben, aber bald in ihrer Stofffülle zu ertrinken drohten und deswegen bei einem gelehrten Historiker, dem Maître Dumouchel, um Rat fragten. «*Der Professor gestand jedoch*», so berichtet der Erzähler, «*er sei sich hinsichtlich der Geschichte augenblicklich selbst nicht im klaren*». Und er setzte hinzu: «*Sie ändert sich von einem Tag zum anderen.*» Seinen ernüchterten Besuchern rät der flaubertsche Historiker Dumouchel: «*Ziehen Sie das Geschick der Fälscher, das Interesse der Apologeten und der Verleumder in Betracht.*» Der Erzähler kommentiert: «*Nur wenige Historiker haben nach diesen Leitsätzen gearbeitet, alle hingegen im Interesse einer besonderen Sache, einer Religion, einer Nation, einer Partei, eines Systems oder um Könige zu schmähen, das Volk zu belehren, Moral zu predigen.*

Die anderen, die behaupten, nur Tatsachen zu berichten, sind nicht besser», meint der Erzähler weiter, «*denn man kann nicht alles sagen, man muss eine Auswahl treffen. Und bei der Wahl der Dokumente wird ein bestimmter Geist herrschen, und da er sich je nach den Bedingungen des Schreibenden ändert, wird es nie eine endgültige Geschichtsschreibung geben. Das ist traurig, dachten Bouvard und Pécuchet.*»

Könnten wir sie trösten, etwa mit dem Hinweis auf die (selbst-)kritische Geschichtswissenschaft oder auf den Warencharakter der Geschichte in Form von Film und Kulturtourismus? Wohl nur bedingt; denn die Geschichtswissenschaft, die deutsche zumal, befindet sich insofern in einer Krise, als sie sich in zentralen Fragen der Zeitgeschichte seit dem Historikerstreit eines ihrer einst wichtigsten Darstellungsmittel beraubt sieht, nämlich der vergleichenden Methode. Sie ist in Verruf geraten, seitdem ihre Kritiker behaupten, dass Vergleiche zum Zwecke der Verharmlosung eingesetzt werden könnten; so jedenfalls der Ausgangspunkt des Historikerstreites, der sich an der Frage entzündete, ob der Holocaust nicht dadurch bagatellisiert werde, dass man ihn mit den stalinistischen Vernichtungslagern und mit anderen Völkermorden vergleicht.

Die Geschichte als Reservoir von Identifikationsangeboten und gleichzeitig als traumatische Vision, die jeden Schritt, etwa auf dem Wege zur Vereinigung der Deutschen, zu einem gefährlichen Balanceakt werden lassen.

Betrachten wir dieses Phänomen etwas genauer, und gehen wir dabei von einer Maxime aus, die der polnische Philosoph *Lesek Kolakowski* in seinem Essay über *Verantwortung und Geschichte* geprägt und erläutert hat: «*Hätten nicht neue Generationen unaufhörlich gegen die ererbte Tradition aufbegehrt, würden wir noch heute in Höhlen leben. Würde aber das Aufbegehren gegen die ererbte Tradition einmal universell, würden wir uns bald wieder in den Höhlen befinden.*»

Was bedeuten diese Sätze? Dass wir nicht müde werden sollen, mit der geschichtlichen Überlieferung zu ringen und, gerade aus deutscher Sicht, Widerstand gegen jene Traditionen zu leisten, die zu unserer selbstverschuldeten Unmündigkeit, wider besseres aufklärerisches Wissen, geführt haben.

Wir können die Geschichte nicht ausser Kraft setzen. Sie ist und bleibt in ihren humanen und inhumanen Aspekten Menschenwerk und damit Bedingung unseres Handelns.

Wenn sich nun die Deutschen anschicken, sich national neu zu konstituieren, dann geschieht dies mit dem Bewusstsein, dass ihre Geschichte handlungshemmend wirken kann; gleichzeitig verpflichtet sie die Deutschen, ihre nationale Integration an einer besonders strengen politischen Ethik messen zu lassen. Handlungshemmend sage ich, weil sich der deutsche Nationalstaat geschichtlich bislang nie bewähren konnte und in seiner nationalsozialistischen Perversion zur Verheerung Europas führte. Die daraus erwachsende Verpflichtung besteht in einer unablässigen Selbstprüfung der Deutschen, wie sie ihre Identität verstehen und für die fortschreitende europäische Integration fruchtbar machen können.

Viel hängt davon ab, dass eine zu starke innenpolitische Polarisierung (parteilicher und sozialer Art) nicht aufkommt. Dazu gehört auch, dass Nationalgefühle von den Parteien nicht als emotionaler Ersatz für Sachprobleme mobilisiert werden. Der kritische Umgang mit der eigenen Geschichte, zu deren dringlichster Aufgabe es trotz hinreichender wissenschaftlicher Arbeit auf diesem Gebiet nach wie vor gehört, bewusst zu halten, *warum* es zum Aufstieg des Nationalsozialismus kommen konnte, diese unaufhörliche Beschäftigung mit der Geschichte muss auf lange Sicht Entscheidendes leisten, um in jeder Phase der künftigen Entwicklung deutschen Patriotismus politisch und ideologisch zu entschärfen.

Entsprechend ist vor jener neokonservativen Variante des Postmodernismus zu warnen, der sich das vermeintliche Ende der Geschichte zunutze gemacht hat, um die unliebsamen Aspekte der eigenen Geschichte einfach zu verdrängen, ein Vorgang, der freilich keineswegs nur auf die Bundesrepublik Deutschland beschränkt (gewesen) ist. So stand bereits im Februar 1978 in einem Leitartikel der Londoner *«Times»* zu lesen: *«Die Einstellung einer Nation zu ihrer Vergangenheit bedingt deren Reaktion auf die Gegenwart. Wenn eine Nation ihre Verbrechen unter den Teppich kehrt, erhöht sie das Risiko, die Verbrechen zu wiederholen und erhält ein falsches Bild ihrer selbst am Leben, das ihre anderen Wahrnehmungen zu verzerren neigt.»*

In seinen *Studien über die Deutschen* entdeckte Norbert Elias ein ausgeprägtes *«selbstzerstörerisches Potential»* unter den Deutschen. Ihnen fehle eine gewisse Nonchalance im Verhältnis zu sich selbst und zu ihren patrioti-

schen Gefühlen, die jene frustriert sähen, die sich selbstkritisch mit ihrer Vergangenheit auseinandersetzen, während die Unkritischen unter ihnen sich allzu aggressiv gegen den Vorwurf verteidigten, dass sie aus ihrer Geschichte nicht gelernt hätten.

Selbsterfleischung und Dornröschenschlaf, zur Schau gestelltes Weltbürgertum und heimatsüchtiger Provinzialismus, sind das die exzentrischen Voraussetzungen deutscher Kultur? Oder handelt es sich hier nicht wieder um bloße Klischees, die nur plakativ ein Bild vom Deutschen zeichnen, das so längst nicht mehr stimmt?

Fraglos stellt sich jedoch bereits jetzt ein Problem, das für das gesamtdeutsche (Selbst-)Bewusstsein nicht unerheblich ist: Werden auch diejenigen Deutschen, die sich selbst aus dem SED-Regime entlassen haben, innerlich jenen Grad an europäischer Integrationsbereitschaft aufbringen, der in der Bundesrepublik Deutschland in über vierzig Jahren gewachsen ist und ohne deren Kultivierung es keine Zukunft für diese deutsche Mitte Europas geben kann? Und wie lange wird dieser Lernprozess dauern? Wie mag sich dieses Wechselverhältnis von deutsch-deutscher und deutsch-europäischer Integration etablieren?

Im postmodernen Sinne kann sich dieses Wechselspiel keinesfalls einrichten. Werteverachtende Beliebigkeit müsste ihm unwiderruflich schaden. Denn eines ist deutlich abzusehen: der Entwurf für ein gemeinsames europäisches Haus dürfte sich nicht nach den Konstruktionsprinzipien postmoderner Architekten richten. Ihre höchst artifizielle, ebenso sterile wie kostspielige Trümmerarchitektur aus baugeschichtlichen Versatzstücken kann hier nicht Vorbild sein. Das offene, europäische Haus könnte dagegen klar bemessen, solide gesicherte Atriumsstruktur haben: jeder Nation ein wohnliches Wirkungsfeld, das in seinem Inneren eine deutsche, aber entschieden multikulturell ausgerichtete Wohnlandschaft beherbergt.

III.

Nach der Möglichkeit zur demokratischen Bewusstseinsbildung in Osteuropa steht der die Initiative ergreifende Mensch wieder im Mittelpunkt. Worauf es ankommt, ist, dass dieser demokratische Lernprozess, der nun in Osteuropa einsetzen konnte, nicht von rein nationalen Motiven getragen wird; denn sie könnten leicht dazu führen, dass neuer Nationalismus aufkeimt und gleichsam zur Ersatzideologie für den gescheiterten Staatssozialismus sich entwickeln würde.

Die Auflösung der sozialistischen Staatengemeinschaft darf jedoch um keinen Preis die Liquidierung des Gedankens der Staatengemeinschaft an sich zur Folge haben; denn es wäre ein Alptraum, wenn der Nationalismus dieses nunmehr entstandene ideologische Vakuum füllte. Oberstes Gebot

ist auch hier die Verwirklichung der fortwährenden Selbstbestimmung und Selbstbesinnung im Kontext einer Verantwortungsgemeinschaft.

Absurd mutet es geradezu an, wenn westliche Kommentatoren behaupten, mit dem Ende des Sozialismus sei auch das Ende der Utopien gekommen: Im Gegenteil: Jeder Rückbezug auf Geschichtliches, und an solchen Rückbezügen fehlt es in diesen Tagen wirklich nicht, jeder Rückgriff auf historische Muster lässt sich, im Sinne *Friedrich Schlegels*, als rückwärts gewandtes Prophetentum deuten, das man jederzeit in einen utopischen Entwurf umpolen kann oder in eine utopieschwangere Grundbefindlichkeit des Noch-Nicht. Historisch wie anthropologisch darf als gesichert gelten, dass das utopische Denken zum Menschsein gehört, das Gefühl, erst im Noch-Nicht-Erreichten Erfüllung zu finden.

Wiederum gilt, dass die Konzeption eines starken, autonomen Nationalstaates nicht Gegenstand einer solchen Utopie werden darf, weder in Deutschland noch anderswo. Die Entkräftung postmodernen Bewusstseins durch den spektakulären Wiedereintritt der Geschichte in unseren Erlebnisbereich hat jedoch auch zur Folge, dass der Gebrauch des Wortes «*historisch*» geradezu inflationär geworden ist. Jeder Teilabriss der Berliner Mauer, jede Öffnung eines neuen Grenzübergangs wurde sogleich als historisches Ereignis gefeiert.

Der Kulturkritiker *George Steiner* spricht davon, dass neben dem Geschichtlichen auch wieder das Messianische Einzug in Europa halte, und sei es in der hochproblematischen Form von fundamentalistischem Glaubensfanatismus oder amerikanistisch geprägtem Konsumfetischismus, angesichts dessen die im Jahre 1789 erträumten weltweit zu errichtenden Tempel der Freiheit sich heute in eine nach Osteuropa verlängerte Ladenkette von Schnellimbissparadiesen verwandelt hätten.

Zur Dialektik geschichtlicher Prozesse gehört, dass das Geschichtliche dann am spürbarsten wird, wenn die Gegenwart, das blosse Jetzt, zu triumphieren scheint. Hierin gleichen sich die Ereignisse von 1789 und 1989. Das heisst, das volksfestartige Erleben später geschichtlich werdender Ereignisse wäre somit gleichsam ein Sturm vor dem ruhigen Weiterfliessen der von ihnen ausgehenden, neu einsetzenden geschichtlichen Kontinuität.

Das bedeutet, dass die Ereignisse des Herbstes 1989 zunächst die postmoderne Auffassung zu bestätigen schienen, nach der alles, von der Arbeit bis zu Katastrophenwarnungen, als *happening* erfahren werde. Was die Postmodernen jedoch nicht bedacht haben, war, dass nach wie vor solche Ereignisse zu geschichtlichen Fakten werden können und damit zu Eckdaten künftiger Entwicklungen.

Weder das geschichtsverachtende postmoderne Denkmodell noch seine wertrelativierende Wirkung sind jedoch völlig neu. Mit geradezu visionärer

Klarheit hatte *Karl Jaspers* schon im Jahre 1955 in seiner Abhandlung *Vom Ursprung und Ziel der Geschichte* warnend ein solches Denken prognostiziert und ihm vorgeworfen, dass es blind mache für die dem Menschen auferlegte Verantwortung. In Jaspers' ethisch begründeter Geschichtsphilosophie hatte eine bloss auf das Gefällige ausgerichtete Geschichtsschreibung keinen Platz. Er nannte sie verächtlich «*ästhetischen Historismus*», der zu einer gefährlichen Beliebigkeit im Beurteilen historischer Sachverhalte führe, alles für gleichwertig halte und damit den Blick für das wertsetzende Wesentliche verliere. Von Jaspers könnten auch die Kombattanten im deutschen Historikerstreit noch lernen, dass «*die alte Methode des Vergleiches*» zu wachsender Erkenntnisschärfe führt, wodurch «*das Einmalige um so eindrucksvoller*» herausgehoben wird.

Demnach bestand der eklatante Fehler der Postmoderne darin, dass sie aus der Geschichte auszutreten versuchte, ohne dass sie bereit gewesen wäre, über die Folgen einer unverarbeiteten, übermächtigen, in manchen Fällen sogar monströsen Vergangenheit für das Dasein nachzudenken. Stattdessen hat sie dazu angehalten, mit dem Zeitgeist zu sympatisieren, und nicht dazu, ihm entschieden zu misstrauen.

Dass sich nunmehr das Geschichtliche in Gestalt des revolutionären Reformismus in Osteuropa so eindrucksvoll wieder zu Wort gemeldet hat, bedeutet keineswegs nur, aber besonders für die Deutschen, dass sie ihre Selbstbestimmung als etwas Geschichtliches und nur auf selbstkritische Weise zu Erreichendes verstehen.

